

dtv

Über dem Tor der Pauluskapelle in Damaskus hängt eines Morgens ein Toter. Bei dem Ermordeten handelt es sich um einen muslimischen Offizier. Als Kommissar Barudi die Witwe verhören will, wird ihm der Fall vom Geheimdienst entzogen. Heimlich recherchiert er weiter und findet das Tatmotiv: eine Blutfehde zwischen den Clans der Muschaks und der Schahins.

In vielerlei Facetten schildert Schami den eskalierenden Wahnsinn von Hass und Gewalt und die akute Bedrohung für den, der sich dem Diktat der Sippe nicht beugt. Zugleich erzählt er in poetischen Geschichten von einer Liebe, die nicht sein darf, weil Versöhnung nicht vorkommt in den alten Familienstrukturen, und vom Mut der Liebenden, denen der Tod droht und die dennoch die Unterdrückung ihrer Leidenschaft nicht zulassen wollen.

Rafik Schami wurde 1946 in Damaskus geboren. 1971 kam er nach Deutschland, studierte Chemie und schloss das Studium 1979 mit der Promotion ab. Heute lebt er in Marnheim/Pfalz. Schami zählt zu den bedeutendsten Autoren deutscher Sprache. Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet und in 28 Sprachen übersetzt.

Rafik Schami

Die dunkle Seite der Liebe

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Rafik Schami
sind bei dtv außerdem erschienen:
Märchen aus Malula (11219)
Erzähler der Nacht (11915)
Eine Hand voller Sterne (11973)
Reise zwischen Nacht und Morgen (12635)

*Für zwei große Frauen,
Hanne Joakim und Root Leeb*



Ungekürzte Ausgabe 2010
4. Auflage 2016
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags
© 2006 Carl Hanser Verlag, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21224-3

BUCH DER LIEBE 1

*Olivenbäume und Antworten
brauchen Zeit.*



DAMASKUS,
FRÜHJAHR 1960

1. Die Frage

»Und du glaubst wirklich, dass unsere Liebe eine Chance hat?«

Farid fragte nicht, um Rana an die Blutfehde zwischen ihren beiden Familien zu erinnern, sondern weil er sich elend fühlte und keine Hoffnung sah.

Sein Freund Amin war vor drei Tagen beim Verlassen des Hauses von der Geheimpolizei überfallen und verschleppt worden. Seit dem Zusammenschluss Syriens und Ägyptens im Frühjahr 1958 hatte eine Hetzjagd auf Kommunisten eingesetzt. 1959 war besonders schlimm gewesen. Staatspräsident Satlan hatte wütende Hetzreden gegen das Regime des Diktators Damian im Irak und die Kommunisten gehalten. Auch als das Jahr zu Ende ging, hatte es kein Aufatmen gegeben, selbst in der Nacht rasten die Jeeps des Geheimdienstes mit ihren Opfern durch die Straßen der Hauptstadt. Die Familien blieben unter Tränen der Angst zurück. Man sprach von der blutigen Silvesternacht. Ein Geflüster wanderte von Mund zu Mund und schuf noch mehr Angst vor dem Geheimdienst, der sich mit seinen Spitzeln in jeder Wohnung niederzulassen schien.

Liebe kam Farid an jenem Tag wie ein Luxus vor. Er hatte ein paar ungestörte Stunden mit Rana im Haus seiner verstorbenen Großmutter verbracht. Hier in Damaskus war jede Begegnung mit ihr eine Oase inmitten der Wüste seiner Einsamkeit. Ganz anders als die Wochen in Beirut, wo sie sich vor acht Jahren versteckt hatten. Dort hatte jeder Tag in Ranas Armen begonnen und geendet. Dort war die Liebe eine sanfte, weite Flusslandschaft gewesen.

Das Haus seiner Großmutter war noch nicht verkauft. Claire, seine Mutter, hatte ihm am Vormittag den Schlüssel gegeben. »Aber die Unterhose bleibt an«, hatte sie gescherzt.

Die Sonne schien, doch es war ein eiskalter Tag. Eine muffige Feuchte war ihm entgegengeschlagen, als er das Haus betrat. Er öffnete die Fenster, lud die Frische ein und machte schließlich Feuer in den Öfen der Küche und des Schlafzimmers. Nichts auf der Welt hasste Farid mehr als den Geruch abgestandener, feuchter Kälte.

Als Rana kurz vor zwölf Uhr kam, glühten die Öfen bereits. Sie scherzte: »Wollten wir uns im Hammam treffen oder im Haus deiner Großmutter?«

Sie war wie immer hinreißend schön, doch er wurde das Gefühl einer drohenden Gefahr nicht los. Während er sie küsste, dachte er an den Inder, der bei einer Überschwemmung hilflos auf einem Dach Rettung suchte und langsam in den nassen Tod sank. Farid hielt seine Freundin wie ein Ertrinkender fest. Ihr Herz schlug gegen seine Brust.

Er froh trotz der Hitze und nur für Sekunden befreite ihn ihr Lachen von seiner Angst. Immer wieder brach es aus ihr heraus und hüpfte ungebündelt zu ihm.

»Du bist ja heute ein Vorbild des Anstands«, stichelte sie, als sie das Haus nach einigen Stunden wieder verließen. »Gerade so, als hätte meine Mutter dich beauftragt, auf mich aufzupassen. Nicht einmal die Hose hast du ...« Und sie lachte hell.

»Das hat mit deiner Mutter nichts zu tun«, sagte er und wollte es ihr erklären, aber die Worte stellten sich quer.

Schweigend ging er neben ihr her durch die Gassen zum Sufanije-Park nahe Bab Tuma. Jeder Jeep schreckte ihn auf.

Aus den Radios der Cafés kamen die Worte des Präsidenten, der den Feinden der Republik den erbitterten Kampf ansagte. Satlan besaß eine schöne männliche Stimme. Wenn er redete, berauschte er die Araber. Das Radio war sein Zauberkasten. Bei über achtzig Prozent Analphabeten hatte die Opposition keine Chance. Wer den Radiosender in seiner Gewalt hat, hat das Volk auf seiner Seite.

Und das Volk liebte Satlan, nur eine winzige verzweifelte Opposition fürchtete ihn und nach der erbarmungslosen Verhaftungswelle umzingelte eine seltsame Angst die Stadt. Aber schon bald werden die Damaszener alles vergessen haben und wieder lachend ihren Geschäften nachgehen, dachte Farid, als sie den Park erreichten.

Seine Angst war ein Raubtier, das an seiner Ruhe fraß. Er dachte immer wieder an Amin, den Fliesenleger, der jetzt die Qualen der Folter ertragen musste. Amin war nicht nur sein Freund. Er war auch Kontaktmann zwischen dem kommunistischen Jugendverband, dem Farid seit ein paar Monaten vorstand, und der Parteileitung in Damaskus gewesen. Noch vor Tagen hatte er ihm versichert, er habe sich eingeeigelt und alle Fäden, die zu ihm führten, abgeschnitten. Amin war ein erfahrener Untergrundkämpfer.

Vor ein paar Wochen hatte Farids Mutter auf einmal beim Morgenkaffee gesagt, der Tod ihrer Eltern, Tanten und Onkel mache sie traurig und nackt zugleich, die schützende Mauer der Älteren falle nun weg und man rücke dem Abgrund näher. Jetzt blickte er selbst nackt in den Abgrund. Alles schien zu wanken. Sein Freund Josef stellte sich blind hinter Satlan und schimpfte auf die »Moskau-Agenten«, wie der Präsident die Kommunisten nannte. Farid sei in der falschen Partei, er sei der einzige Mensch unter lauter Herzlosen und es werde Zeit, dass er austrete. Wie konnte Josef nur so reden?

Rana war für Farid das große Glück. Er liebte sie so sehr,

dass er fast wünschte, sie würden sich trennen und so der Gefahr einer Verfolgung entgehen. Er schaute ihr Ohr an. Allein dafür, für dieses unschuldige Ohr, musste er sie lieben.

Rana schwieg lange, sie schien die spielenden Kinder im Park zu beobachten, doch nur ein Mädchen zog ihren Blick an, das abseits einer Gruppe ein Schauspiel aufführte. Es tanzte und drehte sich im Kreis, um dann plötzlich zu erstarren und zu Boden zu sinken, als wäre es von einer Kugel getroffen. Einige Augenblicke später richtete es sich wieder auf und tanzte von neuem, um sich bald darauf wieder fallen zu lassen.

Schon lange hatte Damaskus solch ein Wetter nicht mehr erlebt: den Segen, den der Winterregen gebracht hatte, vernichtete die Frühjahrskälte. Die Blüten und Knospen erfroren.

Es war der erste sonnige Tag nach einer feuchten Ewigkeit. Die Bewohner der Altstadt strömten blass und hustend aus ihren Lehmhäusern, die der Kälte nicht gewachsen waren, und suchten die Gärten und Parks außerhalb der Stadtmauer auf. Die Erwachsenen grillten, tranken Tee, spielten Karten, erzählten oder rauchten, still vor sich hin stierend, ihre Wasserpfeife. Ihre Kinder spielten lärmend, die Jungen mit Bällen, die Mädchen mit Hula-Hoop-Reifen, die ganz neu aus Amerika kamen und im Nu Damaskus erobert hatten. Mit Hüftschwüngen versuchten die Mädchen den Plastikreifen in kreisender Bewegung zu halten. Die meisten waren noch unbeholfen, aber einige konnten den Reifen bereits minutenlang schwingen lassen.

Die Kälte schien dem abseits tanzenden Mädchen nichts auszumachen. Ihre Bewegungen hatten eine seltsame sommerliche Gelassenheit. Rana beobachtete den Hals des Mädchens und fragte sich, was für Zeichen das Blut in der Luft malen würde, wenn tatsächlich eine Kugel die Kleine trafe. Bei ihrer Tante Jasmin hatte der Blutstrahl das Symbol der Unendlichkeit, eine horizontal liegende Acht, an

die Wand gezeichnet. Zehn Jahre war das her. Jasmin, die jüngste Schwester von Ranas Vater, war aus Beirut zurückgekehrt, wo sie sich mit ihrem muslimischen Ehemann lange vor dem Zorn ihrer Familie versteckt hatte. Sie sehnte sich nach Damaskus, ihrer Stadt, und nach ihrer Mutter. Für Sekunden erschien ein Lächeln auf Ranas Lippen, doch nur, um sich sofort wieder zu verlieren. Sie dachte: Es liegt wohl in der Familie, dass alle Verliebten nach Beirut fliehen.

Eines Sommertags hatte Tante Jasmin sie in den berühmten Bakdasch-Eissalon in Suk al Hamidije eingeladen. Dort sagte sie ganz beiläufig und heiter: »Das Leben in Arabien bewegt sich seit ewigen Zeiten zwischen zwei unversöhnlichen Feinden – Liebe und Tod – und ich habe mich für die Liebe entschieden.« Doch der Tod nahm ihre Entscheidung nicht hin.

Samuel, Jasmins Neffe, erschoss sie vor einem Kinoeingang, ihr Begleiter floh unversehrt. Auf ihn gab Samuel keinen Schuss ab, sondern blieb über seiner blutenden Tante stehen und rief den Passanten fast schreiend zu: »Ich habe die Ehre meiner christlichen Familie gerettet, weil meine Tante sie durch die Ehe mit einem Muslim in den Dreck gezogen hat.« Viele Passanten hatten Beifall geklatscht.

Samuel, Tante Amiras verzogener Sohn, war damals sechzehn gewesen und galt nicht als volljährig. Nach einem Jahr Haft wurde er wieder entlassen. Die Verwandten trugen ihn triumphierend und laut singend auf den Schultern durch die Straßen zum Haus seiner Eltern. Dort feierten bis zum Morgengrauen mehr als hundert Leute seine Heldentat. Nur Basil, Ranas Vater, blieb der Feierlichkeit fern. Sie war ihm zu primitiv, doch auch er hatte Verständnis für die Erschießung seiner eigenen Schwester. Sie habe der Familie Schande zugefügt.

Einzig Samia, die Großmutter, ließ Samuel und seine Mutter wissen, sie verfluche ihn jeden Tag, wenn sie aufstehe, und jede Nacht, bevor sie einschlafe. Jasmin war ihre Lieblingstochter gewesen. Wohl deshalb munkelte man,

dass Samuel – in wessen Auftrag auch immer – seine Tante mit dem Hass seiner Mutter getötet habe, die sich immer benachteiligt fühlte.

Rana sprach seitdem kein Wort mehr mit ihrem Cousin. Immer wenn er zu Besuch bei ihrem Bruder Jack war, schloss sie sich in ihrem Zimmer ein. Auch das Haus ihrer Tante Amira betrat sie nie wieder. Das Foto von Tante Jamin hängte sie dagegen in ihrem kleinen Zimmer neben das Bild der heiligen Maria.

Rana schwieg lange an diesem kalten Märztag und drückte fest Farids warme Hände.

Das Mädchen fiel noch einmal, diesmal höchst elegant, und blieb eine Weile still liegen, bevor ihre Hände anfangen, wie ein Schmetterling zu flattern, als Zeichen, dass in den liegenden Körper das Leben zurückgekehrt sei.

In der Ferne sang jemand vergnügt die von Melancholie und Verzweiflung getränkten Verse: »Ich zwang mich zur Trennung / um dich zu vergessen.« Es waren Verse aus dem neuesten Lied der ägyptischen Sängerin Um Kulthum. Ahmad Rami, der schüchterne, sensible Dichter der Verse, hatte in den fünfzig Jahren seiner Liebe zu ihr über dreihundert Lieder für Um Kulthum geschrieben, ohne dass seine Liebe je erfüllt worden wäre.

»Ich brauche Zeit«, sagte Rana, »um eine Antwort zu finden.«

BUCH DES TODES 1

*Die Frage ist ein Kind
der Freiheit.*



DAMASKUS,
HERBST 1969 – FRÜHJAHR 1970

2. Eine Leiche im Korb

Ein warmer Wind fegte von Süden über die Ibn-Assaker-Straße. Der Tag hatte seine graue Maske noch nicht abgestreift. Hinter der Altstadtmauer erwachte Damaskus unwillig wie ein verwöhntes Mädchen.

Die ersten Busse und kleinen Transporter fuhren mit höllischem Lärm über die lange Straße. Sie transportierten Hilfsarbeiter aus den umliegenden Dörfern zu den vielen Baustellen im neuen Stadtviertel. Einer der Bauarbeiter, ein Mann von kleiner Statur, lief am Straßenrand auf und ab, von Bab Kisan, dem Eingang der Buloskapelle, ein Stück Richtung Osttor und wieder zurück. Er wartete auf seinen Bus. In der linken Hand trug er wie alle Arbeiter aus dem bäuerlichen Umland sein Proviantbündel aus verblichenem blauem Stoff. Mit der rechten gestikuliert er heftig, als ob er auf einen unsichtbaren Gesprächspartner einreden würde. Die Schleife, die er ging, wurde immer länger, als wünschte er, dass der Bus bei der nächsten Kehrtwende auftauchte.

Gerade als die Sonne die oberste Kante der alten Stadtmauer golden erleuchtete, drehte er sich wieder um. Dabei

richtete er die Augen kurz nach Süden. Sein Blick fiel auf den großen Korb, der über dem Eingang der Buloskapelle hing, dem Ort, wo der Legende nach der geläuterte Kirchengründer Bulos nach seinem *Damaskus-Erlebnis* in einem Korb seinen Häschern über die Mauer entkam.

Aus dem immer noch im Schatten hängenden Korb reckte sich eine Hand, als gehörte sie einem Ertrinkenden. Noch im selben Moment wusste der Bauarbeiter, dass der Mann, dem diese Hand gehörte, tot war. Auf einmal wurde ihm alles andere gleichgültig: der Bus, die Fliesen, die er auf seinem Rücken drei Treppen hoch schleppen musste, und sogar der Streit mit seinem geizigen Meister.

»Da ist ein Toter im Korb!«, schrie er vor Aufregung, und als endlich ein Polizist vorbeikam, der verschlafen zu seinem Revier am Osttor radelte, wandte er sich so heftig an ihn, dass der beleibte Beamte nur mühsam das Gleichgewicht hielt. Entsetzen überzog das Gesicht des Polizisten, als der kleine Mann wie von Sinnen an seiner Lenkstange rüttelte und unentwegt wiederholte: »Ein Toter! Ein Toter!«

Ein Verrückter, dachte der Polizist. Widerwillig wandte er den Blick zu der Stelle, auf die der Arbeiter ständig deutete, und sah den inzwischen ganz ins Morgenlicht getauchten großen Korb.

»Was für ein Toter? Sind Sie verrückt geworden? Lassen Sie mein Rad los!« Er hatte in seinen dreißig Dienstjahren überall Tote gesehen: im Bett, im Kanal und sogar erhängt auf einer Toilette, aber noch nie in einem Korb über der Stadtmauer. »Beruhigen Sie sich!«, versuchte er auf den Mann einzureden. »Da ist kein Toter. Die Christen feiern nur die Erinnerung an ihren Apostel Bulos, der hier an dieser Stelle floh.« Und er beäugte noch einmal den Korb, der schon seit Wochen über dem Tor hing.

Doch statt in den Bus einzusteigen, der endlich kam, eiferte sich der Bauarbeiter weiter. Er klammerte sich an das Fahrrad des Polizisten. »Und ich sage Ihnen, da liegt ein Toter drin«, brüllte er heiser.

Der Busfahrer, der neugierig geworden war, schaltete den Motor ab und stieg aus dem Wagen. Ihm folgten mehrere Fahrgäste. Alle umringten den Polizisten und bestärkten ihren Kollegen in seiner Vermutung.

Endlich lenkte der Polizist ein und versprach, die Kriminalpolizei zu verständigen, doch zugleich bestand er darauf, den Mann, der ihm den Morgen verdorben hatte, als Zeugen zu benennen. Er schrieb die Personalien auf und ermahnte ihn, sich jederzeit zur Verfügung zu halten. Dann radelte er weiter. Auch der Busfahrer setzte seine Fahrt gen Norden fort.

3. *Kommissar Barudi*

Die Spezialisten der Kriminalpolizei fanden im Korb einen Mann mit gebrochenem Genick. Ein gefaltetes grauweißes Stück Papier steckte in der Brusttasche seines Schlafanzugs, darauf stand: *Bulos hat unseren Geheimbund verraten.*

Der junge Kommissar Barudi schaute den Zettel an. Die Schrift war zwar krakelig, aber bemüht leserlich. Das Stück Papier war von einem großen Bogen abgerissen worden, wie man sie in den vielen Souvenirläden der Altstadt zum Verpacken von Glasvasen oder teuren Holzschachteln mit empfindlichen Intarsien verwendete. Der Schreiber hatte sich um einigermaßen glatte Seitenränder bemüht.

Gegen zehn Uhr führte ein Polizist den alten, sichtlich erschrockenen Hausmeister der Buloskapelle zum Tor. Der Korb sei nicht seine Idee gewesen, erklärte der Mann, sondern die des jungen Pfarrers Michael, der unbedingt die vorbeifahrenden Menschen an die Flucht des Kirchengründers erinnern wollte. Verzweifelt erzählte er, dass er seit zwei Wochen täglich den Unrat wegschaffen müsse, den Jugendliche in den Korb warfen: Flaschen, tote Ratten und Katzen.

Der Tote, ein Mann Ende dreißig, trug einen hellblauen Pyjama. Die Gerichtsmediziner stellten fest, dass der Tod

gegen Mitternacht eingetreten war und die Leiche in Haaren und Kleidern jede Menge Fasern von einem Jutesack aufwies, in dem sie wahrscheinlich an den Fundort transportiert worden war.

Drei Tage später wurde der Tote identifiziert und damit das nächste Rätsel aufgeworfen: Er hieß Major Mahdi Said. Wer war dann der auf dem Zettel erwähnte Bulos?

Kommissar Barudi führte ein erstes Gespräch mit der jungen, schönen Witwe. Sie war gefasst und sprach unterkühlt und einsilbig. Entweder wusste sie wirklich nichts oder aber zu viel über ihren Mann. Auf die Frage, ob sie ihn nicht vermisst habe, reagierte sie kalt und ironisch: »Bei ihm war es normal, Tage und Wochen fortzubleiben. Seine Geliebte war der Beruf. Mit mir war er nur verheiratet.«

Der Kommissar war überzeugt, dass die Frau des Toten eine Schutzmauer aus Kälte und Gleichgültigkeit aufgebaut hatte, um entweder ihren Schmerz oder ihren brennenden Hass zu verbergen. Er fand sie sehr erotisch und hätte gern einen Blick hinter ihre Fassade geworfen. Schließlich war er Junggeselle und einsam.

Er wies die Leute von der Spurensicherung an, in der Mansarde zu suchen, die über der Wohnung lag. Dort war der Major in seinem Bett ermordet worden. Er musste sich noch gegen seinen oder seine Mörder gewehrt haben. Die Witwe hatte jedoch angeblich nichts gehört, weil sie am anderen Ende der Wohnung ein Stockwerk tiefer schlief. Ihr Mann hatte manchmal bis in die frühen Morgenstunden direkt über dem Schlafzimmer rumort, Musik gemacht, telefoniert und seinen Stuhl hin und her geschoben. Sie hatte lange darunter gelitten, weil sie von jedem geringsten Geräusch aufwachte. Deshalb hatte sie vor etwa einem Jahr notgedrungen das helle Schlafzimmer mit Balkon gegen ein hinteres dunkles, aber ruhiges Zimmer getauscht.

Die Mansarde ihres Mannes besaß einen eigenen Eingang. Eine kleine Treppe führte vom großen Balkon im zweiten Stock zum Dach eine Etage höher. Dort waren zwei

karg eingerichtete Zimmer mit schlichtem Bad das Reich des Majors. Ein Raum hatte zum Schlafen gedient, der andere, kleinere, als Büro mit Schreibtisch und einem Metallschrank.

»Der Mörder muss von der Straße gekommen sein«, sagte Oberleutnant Ismail, der das Team der Spurensicherung leitete, als der Kommissar ihn nach seinem ersten Eindruck fragte. Barudi und Ismail verstanden sich gut. Sie waren beide fremd in Damaskus und gingen nicht selten abends zu später Stunde gemeinsam essen.

Sie standen auf dem Balkon vor der Treppe, die zur Mansarde führte. »Am alten Efeu haben wir deutliche Spuren gefunden. Der Mörder ist von der Straße über den Efeu hinauf zum Balkon und von dort ganz einfach über die Treppe zur Mansarde«, erläuterte Ismail und zeigte mit seiner rechten Hand den Weg. »Mit der Leiche«, fuhr er fort und lehnte sich an das Geländer, »muss er dann durch das Balkonzimmer und weiter hinten durch die Wohnungstür gegangen sein. An der scharfen Metallkante des Sicherheitsschlusses haben wir Spuren vom Jutesack gefunden. Über das Treppenhaus ist er auf die Straße gelangt.«

»Und warum sagst du: *der* Mörder? Bist du sicher, es war ein Mann? Und dass er es ganz allein gemacht hat?«, fragte Barudi und verfolgte dabei mit den Augen den Weg zurück von der Straße bis zum Balkon.

»Der Genickbruch ist eindeutig das Werk eines Mannes, nicht einer Frau, aber es könnten natürlich auch mehrere Männer gewesen sein«, erwiderte Ismail.

»Und wieso nicht ein Mann und eine Frau?«

Der Fachmann lächelte. »Wäre nahe liegend, aber der Mörder, der der Frau hätte zur Hand gehen sollen, müsste ein Dummkopf gewesen sein. Es ist doch viel zu riskant, über den Efeu in die Wohnung zu klettern, wenn man unauffällig durch die Wohnungstür gehen kann.« Er machte eine kleine Pause. »Nein, ich habe das Gefühl, der Mörder hätte alles in Kauf genommen, auch seine Festnahme, um

den Major umzubringen. Das riecht nach bitterer Rache und nicht nach kalter Beseitigung durch den Geliebten der Ehefrau.«

»Und was, wenn das Ganze von langer Hand geplant wäre? Der Mann hatte angeblich einen gefährlichen Posten beim Geheimdienst. Ich weiß noch nichts Genaues, aber er war immerhin Major und solche Leute leben gefährlich«, sagte Barudi.

»Das kann man nicht ausschließen. Das Klettern selbst ist für einen Profi eine Sache von zwei, drei Minuten«, antwortete er und ging dann bedächtig die Treppe zur Mansarde hinauf, gerade als die Witwe dem Kommissar mitteilte, sein Adjutant Mansur verlange ihn am Telefon.

Es war bereits nach elf, als er ihre Wohnung verließ. Er musste an die Witwe denken. »Major Mahdi, mein Mann, besaß viele Feinde«, hatte sie bereits nach einer Viertelstunde und ohne Umschweife erzählt. Und Barudi hatte den Eindruck gehabt, dass auch sie ihren Mann nicht sonderlich mochte. Sie bemühte sich nicht einmal, so zu tun als ob. Vielmehr nannte sie ihn stets Major Mahdi, wie einen Fremden, und fügte dann fast beschämt und leise die Erklärung »mein Mann« hinzu.

Was für ein Geheimnis hat die Frau? Wie innerlich tot muss ein Mensch sein, dass er einsam in einer schäbigen Mansarde statt in den weichen Armen dieser Schönheit schläft?, fragte sich der Kommissar immer wieder und fand keine Antwort.

Ein Heißhunger nach Brot zerriss ihm fast den Magen. Die Witwe hatte ihm fünfmal Kaffee und dazu Bonbons serviert. Er fuhr mit seinem klapprigen Ford zum Lebensmittelhändler Iskander auf der Geraden Straße nahe der Abbara-Gasse und ließ sich wie immer ein Fladenbrot mit hauchdünn geschnittenem Pasturma füllen. Der edle luftgetrocknete Rinderschinken mit seiner pikanten Hülle aus scharfen Gewürzen war seine Lieblingssspeise. Iskander wusste das. Trotzdem fragte er jeden Tag höflich: »Wie im-

mer?« Und wie immer erhielt der Kommissar ein Sandwich und ein Glas kaltes Wasser. Das machte zusammen eine Lira, und während der Kommissar sein Sandwich genoss, kochte Iskander eilig zwei Kaffee in der Hoffnung, irgendeine Geschichte über die Niederungen der Menschheit zu hören. Nicht selten wurde ihm dieser Wunsch auch erfüllt. Oberleutnant Barudi erzählte dem kleinen Mann gern, allerdings unter der Bedingung, dass er niemals nach Namen fragte.

An diesem Tag erwiderte der Kommissar: »Heute keinen Kaffee. Ich habe bereits fünf getrunken, mir ist ganz schwindelig.«

Der Mann wusste, dass der Kommissar nichts erzählen wollte. Also schwieg er und hoffte, dass das Netz des Schweigens bald einen dicken Fisch ans Licht bringen würde.

Omar, der Bügler, war kurz aus seinem kleinen Laden gegenüber dem Lebensmittelgeschäft getreten, um frische Luft zu schnappen. Als Barudi ihn sah, erinnerte er sich an seine Wäsche, die er ihm bringen wollte. Was für eine Höllenarbeit hatte Omar, der nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien? Sein Laden war klein und stickig. Er stand den ganzen Tag ausgemergelt und verschwitzt hinter seinem Brett und glättete mit schwerem heißem Bügeleisen die Wäsche. Und alles für ein paar lächerliche Piaster.

Kommissar Barudi zahlte, trank den letzten Schluck Wasser aus und eilte in seine kleine Wohnung. An solchen Tagen war er verzweifelt. Er hatte das Gefühl, alles falsch zu machen. Ohne Frau in die Hauptstadt überzusiedeln, war ein Fehler gewesen, den er sich jeden Morgen von neuem übel nahm. Niemand kümmerte sich hier um sein Wohl. Sogar die Wäsche musste er selber waschen und nun, statt im Büro über den Mordfall nachzudenken, auch noch zum Bügler bringen. Jeden Morgen kochte er sich Kaffee und trank ihn allein in der Küche mit Blick auf einen uralten vergilbten Kalender. Was sollte er machen? Nadia hatte sich für den Dorflehrer entschieden. »Er steigt nicht auf, aber er stürzt

auch nicht ab«, hatte sie ihm gesagt, als der seine Zukunft als hoher Polizeioffizier gegen die des armen Volksschullehrers in die Waagschale warf. Die Aussicht auf ein stolzes Leben hatte jedoch keine Wirkung gezeigt. Mehr konnte Barudi nicht bieten. Der Lehrer war ein schöner Mann mit betörender Stimme.

An dieser Stelle seiner morgendlichen Klage schaute er jedes Mal sein Gesicht in einem alten Spiegel an, der abgeblättert und halb blind über dem Tisch an der Wand hing. Er hatte sich noch nie schön gefunden. Sein Schöpfer musste besoffen oder kurzsichtig gewesen sein, dachte er jeden Tag wieder und lächelte.

Vier Jahre hatte er bei der Kriminalpolizei in der nördlichen Metropole Aleppo verbracht. Sein Chef hatte ihn gemocht und, als die Stelle bei der Damaszener Mordkommission frei wurde, seine Beziehungen spielen lassen. Inzwischen war Barudi schon ein Jahr auf diesem Posten. Er fand seine Aufgabe in der Hauptstadt groß, manchmal zu groß für einen jungen Oberleutnant. Aber er bemühte sich zu lernen und er war fleißig. Sein Tag endete nach zwölf, manchmal auch vierzehn Stunden. Doch er jammerte nicht über die Arbeit. Meist war er dankbar, im Polizeipräsidium zu sitzen und etwas zu tun. Die Aktenberge machten ihn mit der Stadt vertraut, die ihm, einem Bauernsohn aus dem Süden, immer noch rätselhaft vorkam. Der einzige Schönheitsfehler an seiner Arbeit war sein Chef, Oberst Kuga, ein eitler, kalter Diplomat. »In der Hauptstadt weht ein anderer Wind«, hatte ihm sein gütiger Chef in Aleppo mit auf den Weg gegeben, »aber mit deinem Fleiß wirst du schon alle überzeugen.«

Barudi hatte das Gefühl, Kuga übersah absichtlich seine Leistungen, deshalb hoffte er endlich auf einen schwierigen Fall, bei dem er vielleicht mit der Aufklärung glänzen könnte.

Die Haustür stand wie immer offen, die Leute lebten im christlichen Viertel von Damaskus noch so gelassen, als hät-

ten ihre Gassen wie im vergangenen Jahrhundert ein Tor, das man abends abschloss. Aus der Sicht eines modernen Kriminologen war eine offene Haustür der pure Leichtsin.

Seine alte Hauswirtin hatte nur ihn als Untermieter. Zwei kleine Zimmer und eine Küche im ersten Stock, keine schlechte Wohnung. Toilette und Bad musste er allerdings mit ihr teilen. Er wusste, hier konnte er als Junggeselle leben, die alte Witwe reinigte ihm die Wohnung aus purem Mitleid. Er war für sie ein braver, gut erzogener Junge aus einem christlichen Dorf, der nie Besuch bekam, seine Miete im Voraus bezahlte und weder rauchte noch trank. Stets war er höflich und ernst. Frauen interessierten ihn nicht und es schien sich auch keine Frau für ihn zu interessieren. Er war klein von Gestalt, trug eine dicke Brille und war viel zu früh ergraut, das bremste die Damaszenerinnen gleich dreifach.

Die Hauswirtin hatte nur eines an ihm auszusetzen. Er war zwar katholisch getauft wie sie, aber er ließ sich nie in der Kirche blicken. Als sie ihn deswegen tadelte, hatte er geantwortet, er sündige nicht. Und dann hatte er gelacht und hinzugefügt, er habe gar keine Zeit dazu.

Er grüßte sie an jenem Tag hastig. Sie schaute nur kurz von dem alten Kleid, das sie gerade stopfte, auf. Bald verließ er die Wohnung wieder mit den gewaschenen Hemden und Hosen, die er in eine große Tüte gestopft hatte.

»Sie sind doch eben erst heimgekommen«, meinte die Witwe.

»Ich wollte nur schnell die Wäsche holen. Es ist viel los zur Zeit. Bestimmt haben Sie schon von dem Mord an der Buloskapelle gehört«, erwiderte er mit der Gewissheit, dass der Alten im Umkreis von zwei Kilometern nichts, aber auch gar nichts entging. Ihr Haus in der Ananias-Gasse war wirklich nicht weit vom Eingang der Buloskapelle entfernt.

»Die Leute fürchten Gott nicht mehr. Ein Mord in der Kirche! Wem fällt denn so etwas ein?«

»Wenn ich das wüsste«, seufzte der Kommissar.

4. Im Dschungel

Als sich Kommissar Barudi an seinen Schreibtisch setzte, erinnerte er sich wieder an den Zettel, der bei dem Toten gelegen hatte. Er nahm ihn aus der Schutzhülle und betrachtete die Worte, sog sie ein, schloss die Augen und wiederholte sie. »Als wollte der Mörder einen Hinweis geben«, sagte er dann leise und erinnerte sich an einen Fall, der zu seiner Zeit an der Akademie als Lehrstoff diskutiert worden war: Ein Mörder kehrte immer wieder zum Tatort zurück und bot der Polizei sogar seine Hilfe an. Die Polizisten scheuchten ihn fort, weil er die Untersuchungen störte. Bis ein kluger Kommissar aufmerksam wurde. Er nahm das Hilfsangebot des Mannes an und schon bald verhaspelte sich der Mörder und verriet seine Tat. Er war nicht einmal entsetzt über seine Verhaftung, sondern einfach fertig mit dem Leben und hatte nichts als seine Ruhe gewollt.

Barudis Freund, Oberleutnant Ismail, hatte ihm beim Abschied scherzend gesagt: »Cherchez la femme.« Geistesabwesend roch der Kommissar an dem Papier. Der Geruch war dezent, aber er erinnerte ihn ein wenig an Holzpolitur, oder war es doch ein Parfüm?

»Dieses Papier könnte uns auf die richtige Fährte bringen«, sagte er zu sich selbst, aber so laut, als wollte er seine Zuversicht Unteroffizier Mansur mitteilen.

Der verdrehte jedoch die Augen: »Irgendetwas stimmt nicht an diesem Fall. Ein Muslim, dazu ein Major der Staatssicherheit oder des Wasweißich-Dienstes, hängt im Korb an der Buloskapelle und in seiner Tasche liegt ein Zettel mit einem falschen Namen? Das stinkt doch, sagt mir meine Nase. Ereifern Sie sich bloß nicht. Warten Sie ab, sonst verbrennen Sie sich noch die Finger an diesem Fall.«

Barudi war dieser dauernden Skepsis und Vorsicht seines Adjutanten nach einem Jahr restlos überdrüssig. Er wartete nur auf einen günstigen Augenblick, den alten Widersacher